

Mein Name ist Ursulina Gruber. Das hat mir der Basler Regierungsrat schriftlich bestätigt. Zuvor habe ich fünfzig Jahre anders geheissen.

Ich kann mich noch deutlich an den Abfallkorb in der Primarschule erinnern. Zuerst lagen all meine Zeugnisse. Die müsse man nun auf meinen neuen Namen ausstellen, hiess es. Ich war zehn Jahre alt und lebte seit acht Jahren im Kanton Zürich bei einer Pflegefamilie. Ich war die Urschel, das Urseli, und ich hiess Gruber zum Geschlecht. Nun musste der Name geändert werden. Dass meine Pflegefamilie anders hiess, war mir nie gross aufgefallen. So war meine Welt, und für mich fühlte sie sich richtig an.

Als meine Mutter mit 19 Jahren schwanger wurde, war sie gerade zur Fahndung ausgeschrieben. Die Vormundschaftsbehörde Domleschg im Kanton Graubünden hatte sie bei der Polizei angezeigt. Der Vormund meiner Mutter wollte sie zwangsweise in die Korrekptionsanstalt Realta in Cazis einliefern. Zur Umerziehung, wie es damals hiess. Der Vormund schrieb, dass er bereue, seinem Mündel den Umzug nach Zürich erlaubt zu haben. Es sei hinterlistig und könne nicht mit Geld umgehen. Meine Mutter war nach Zürich gezogen, weil sie in der Stadt arbeiten wollte. Sie fand Anstellung im Gastgewerbe. Als Hochschwängere versteckte sie sich vor der Polizei und schlief die meiste Zeit im Freien. In ihrem Zustand fand sie keine Anstellung mehr. Wo mein Vater in dieser Zeit war, weiss ich nicht. Ich habe ihn nie kennengelernt. Das Einzige, was ich den Akten entnehme, ist, dass er die Vaterschaft anerkennen wollte, von den Behörden aber daran gehindert wurde.

Im Säuglingsheim

Meine Mutter gebar mich im Krankenhaus in Zürich. Ich wurde gleich von ihr getrennt. Die Kosten für die Entbindung musste sie als Putzhilfe im Spital abarbeiten. Offenbar durfte sie in den ersten Tagen bei mir vorbeikommen, um mich zu stillen. Als ich für das Spital zu teuer wurde, placierte man mich im Säuglingsheim Inselhof in Zürich. Aus Filmaufnahmen aus den 1960er Jahren weiss ich, wie es dort aussah: In riesigen Sälen standen Kinderbettchen aufgereiht – fünfzig und mehr. Viel zu wenige Schwestern schöpkelten und wickelten Säuglinge im Akkord und banden sie dann wieder in ihre Betten, wo sie stundenlang ohne Zuwendung bis zur nächsten Fütterung lagen.

In den Aufnahmen sind vereinzelt schreiende Babys zu hören. Die meisten liegen regungslos und starren in die Luft. Ein paar wenige wiegen den Kopf stereotyp von Seite zu Seite. Der Ort galt damals als vorbildlich geführt. Hygiene und medizinische Versorgung waren auf dem neusten Stand.

Familienzerstört

«Wer die Vagantität erfolgreich bekämpfen will», schrieb Alfred Siegfried, der Gründer des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse», «muss versuchen, den Verband des fahrenden Volkes zu sprengen, er muss, so hart es klingen mag, die Familiengemeinschaft auseinanderreißen. Einen anderen Weg gibt es nicht.» Die systematischen Kindswegnahmen, die vom Schweizer Staat auf höchster Ebene gutgeheissen wurden, dauerten bis Anfang der 1970er Jahre. Der Journalist Hans Caprez deckte ab 1972 in einer Artikelserie im «Beobachter» die Machenschaften der Behörden und des Hilfswerks gegen den anfänglich erbitterten Widerstand der Stiftung Pro Juventute auf.

Noch bis Ende 1970er Jahre riet man am Inselhof jungen Müttern, ihre unehelichen Kinder wegzugeben. So war es auch bei mir. Ein paar Monate nach meiner Geburt im Jahr 1957 wurde ich meiner Mutter schliesslich ganz entzogen und zu einer Pflegefamilie gebracht.

1959 erfuhren meine Pflegeeltern über die Gemeindeschwester von einem jenischen Kleinkind, das bei einem Paar zur Pflege untergebracht war. Da dort eine Scheidung bevorstand, musste ich in neue Obhut gegeben werden. Meine Pflegeeltern kamen zur Besichtigung und nahmen mich von dort gleich mit. Ich sei ein herziges Kind mit braunen Haaren gewesen, ein liebenswertes Meitli, ein Sonnenschein. Also so steht es jedenfalls in den Akten, die meine ganze Kindheit dokumentieren.

Schatten-Chronik

Überhaupt, die Akten! Dieser Wust aus Notizen der Behörden und Ämter, die über meine Herkunft urteilten, ohne dass ich selbst sie kannte. Sie schrieben an der Schatten-Chronik meines Lebens, während ich glaubte, eine durchschnittliche Kindheit zu haben. Später muss man sie einfordern, man bekommt sie nicht einfach so zurück. In meinem Fall brauchte es mehrere Anträge, bis ich jedes Blatt besass, das der Staat über mich geschrieben hat. Ein Zettel mit einer Liste, auf der handschriftliche Initialen eingetragen waren, klebte oben auf dem Stapel. Sie enthielt die Kürzel jener, die mein Dossier entliehen hatten. Der Gedanke, dass mir fremde Menschen in meiner Geschichte blättern, ohne dass ich sie selbst kannte, schien mir lange unerträglich.

Die Akten sind in einer Sprache verfasst, die ich zuerst erlernen musste. Hinter jeder Wortwahl steckt eine Absicht. Meine Mutter wurde als liederliche, mannstolle Frau beschrieben, die einen «Zigeuner-Haushalt» führte. Die an der Fasnacht in den Bars herumhing und andere um Zigaretten anschnorrte. Über mich stand, dass ich aufblühte bei der Pflegefamilie, ein herziges Mädchen mit sonnigem Gemüt war. Das alles diente den Behörden als Beleg, dass es recht war, mich von meiner Mutter zu trennen.

Gruber. Der Name bringt in mir eine warme, vertraute Melodie zum Klingen. Namen sind wichtig in der jenischen Kultur. Sie zeigen, wo man hingehört. Gruber ist ein bekanntes jenisches Geschlecht, und es stammt aus dem Kanton Graubünden, wie so viele Jenische. 1955 erschien im Magazin «Sie + Er», der heutigen «Schweizer Illustrierten», ein grosser Artikel mit Bildstrecke über das «Bündner Sozialproblem». Abgebildet waren jenische Familien mit Kindern, die dem «Vagantentum anheimgefallen» waren. Sie lebten als Kessler, Korber, Schirmflicker. Der Artikel strotzt nur so von geheuchelttem Mitgefühl für die «armen Kinderlein» der Jenischen. Ihre Lebensweise war den Schweizern

fremd, und sie wurden als Fremdkörper wahrgenommen.

Die «Vagantenfrage» wurde in Graubünden (und nicht nur dort) spätestens seit dem 18. Jahrhundert von Pfarrern, Ärzten und Psychiatern diskutiert. Der deutsche Zigeunerforscher Hermann Arnold, der während und nach dem Dritten Reich publizierte, sah den Ursprung der Jenischen in einer Mischung von Sinti und Roma mit der einheimischen Bevölkerung. Für ihn waren die Jenischen Nachkommen jener «Briganten», die Graubünden im ausgehenden 18. Jahrhundert «zum Athen der Gauner» gemacht haben sollen. Dabei finden sich in Quellen aus dem 16. Jahrhundert Belege dafür, dass Jenische Bürger von Bündner Gemeinden waren.

Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts steckten viele Gemeinden im Kanton Graubünden in finanziellen Nöten. Vor allem die Sozialausgaben waren angewachsen. Man gab den Jenischen die Schuld daran. Ihr Vagantentum (lateinisch von *vagantes* für Umherziehende) wurde zur fremden Lebensform erklärt. Gleichzeitig blühten sogenannte erbbiologische Untersuchungen an den «Vagantenfamilien». Spezialisiert war etwa Gottlob Pflugfelder von der Kantonalen Heilanstalt Waldhaus. Noch 1961 nannte er die Jenischen in einem Fachartikel «die Parasiten der Gesellschaft». Diese Stimmung war es, die meine Familie seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten ins Visier der Vormundschaftsbehörde rückte. Dass ich eine Jenische war und was das überhaupt bedeutet, erfuhr ich erst, als ich längst erwachsen war. Meine Mutter erzählte es mir. Meine richtige Mutter.

Wie begegnen sich Mutter und Tochter, nachdem sie 20 Jahre getrennt waren? Ich stellte es mir anders vor, als es dann wirklich war. Sie holte mich vom Bahnhof einer Provinzgemeinde ab. Die Begrüssung war steif. Ich war Anfang zwanzig und inzwischen in der Ausbildung zur Krankenschwester. Auf Umwegen hatte ich herausgefunden, wo meine Mutter war. Ich wollte sie treffen, um sie zu meiner Diplomfeier einzuladen, die stattfinden würde, sobald ich die Prüfungen bestanden hätte. Meine Pflegeeltern behaupteten bis zum letzten Atemzug, dass sie nichts über meine Eltern wüssten, abgesehen davon, dass sie schlechte Menschen waren: Die Mutter habe mich verstossen, der Vater sei tot. Er sei im Krieg gefallen. Erst in der Sekundarschule habe ich begriffen, dass es seit meiner

«Meine Pflegeeltern behaupteten bis zum letzten Atemzug, nichts über meine Eltern zu wissen. Sie logen.»